
Die Arbeit und das Politische

Rezension von: Richard Sennett,
HandWerk, Berlin Verlag, Berlin 2008,
480 Seiten, gebunden, € 22.

Am 32. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München im Jahr 2004 hielt – neben vielen anderen, wie bei Kongressen so üblich – Richard Sennett einen kritischen Vortrag über Luhmann und die Systemtheorie. Nun war der Systemtheorie in Deutschland eine intensive, aber kurze Blüte vergönnt, die sich dem Werk Luhmanns verdankte und mit seinem Tod gleichsam mit begraben wurde. Sie lebt nur noch im Gewerbe der Unternehmensberatung fort, sozusagen im popularisierenden Anwendungsbereich, wo man sich aus dem bunten Strauß von Theorien das holt, was man eben brauchen kann. Sennett führte als Charakteristika der Systemtheorie zwei Annahmen an, erstens, ein System ist „kleiner“, begrenzter als seine Umwelt; zweitens, es reguliert sich selbst, schafft sich seine funktional adäquaten Regeln, wofür der Begriff „Autopoiesis“ verwendet wird.

Sennetts Kritik beschrieb die Systemtheorie in dieser Sichtweise als kapitalismusfreundlich. Bedenkt man, dass die gegenwärtige tiefe Krise gerade durch die muntere ungestörte Selbstregulierung der im Sinne einer „funktionalen Differenzierung“ (ebenefalls ein Lieblingsbegriff der Systemtheorie) ausgebildeten Teilsysteme des Kapitalmarktes zustande gekommen ist, kann man dieser Beurteilung beipflichten.

In der Unternehmens- und Organisationsberatung gilt die systemische als eine „sanfte“ Methode. Organisa-

tionen sind demnach Gesamtheiten von funktional ausdifferenzierten, sich selbst regulierenden Teilsystemen. Die Weisheit liegt sozusagen im System. Und wenn die Weisheit gebietet, Reorganisationen durchzuführen, die etwa MitarbeiterInnen überflüssig machen, so liegt das nicht an der Profit-sucht, sondern an der Funktionsweise des Systems. Damit wird die Frage der Zwecke, des Guten, zur Frage der Funktion, des guten Funktionierens.

Sennett ließ sich in seinem Vortrag auf den Begriff der Autopoiesis ein. Gegen die Interpretation der Systemtheorie setzte er zum einen auf das Subjekt, die einzelne Person selbst, als System und nicht bloß mediatisierten Teil eines Systems, und zum andern definierte er, abgeleitet aus der Geschichte des Begriffs, Autopoiesis als „etwas gut zu machen“. Der Schwerpunkt war also darauf gelegt, was man tut und wie man es tut.

Nun liegt von Sennett ein Buch mit dem Titel „HandWerk“ vor, und es ist, rückblickend, unschwer zu sehen, dass der Vortrag von 2004 bereits um Gedanken gekreist ist, die in dem Buch weiter ausgearbeitet sind, wenn-gleich er darin nur mehr am Rande auf die Systemtheorie eingeht. Es geht ihm darum, das Tun und die Zwecke des Tuns miteinander in Verbindung zu bringen.

In den Kulturen, die die europäische Tradition begründet haben, wurden schon früh zwei Arten des Handelns voneinander getrennt: das handwerkliche Handeln, etwa die Verfertigung von Gegenständen, die Besorgung des Haushalts, die Bearbeitung des Bodens auf der einen Seite, die Besorgung des Allgemeinen (des Demos), des Kultes, also im weitesten Sinne des Politischen auf der anderen Seite. Daraus ergaben sich die Bewertungen

als niederes und höheres Handeln und die personale Zuordnung, dass niederes Handeln von Sklaven, höheres Handeln von Freien gestaltet wurde. Diese Trennung wirkt fort, Sennett sieht sie auch bei Hannah Arendt, seiner akademischen Lehrerin vertreten, die das freie Handeln nach Zwecken vom niederen Handeln auf Grund von Zwängen unterscheidet. Ein Abschnitt der Einleitung in seinem Buch handelt von einer Begegnung mit Hannah Arendt in New York und einer Reflexion über die unterschiedlichen Sichtweisen.

Sennetts Buch ist ein Versuch, diese Trennung konzeptiv aufzubrechen. Aus einer großen Menge von historischen Beispielen arbeitet er Bestimmungsformen des Handwerks heraus. Er zeigt, was Menschen tun, wenn sie handwerklich tätig sind, welche Funktion die Hände, der Blick, das implizite Wissen, die Übung haben. Er behandelt die Ähnlichkeiten und Differenzen zwischen Handwerk und Kunst, analysiert das soziale Konstrukt der Werkstatt und die Lebensweisen in ihr. Methodisch greift er auf sein eigentliches Fach, die Soziologie zurück, aber auch auf Kulturtheorie (als einer der Inspiratoren ist im Buch Clifford Geertz genannt), Philosophie und Anthropologie.

Im Unterschied zu den antiken Gesellschaften nehmen wir als in Demokratien Lebende alle an der politischen Gestaltung der Gesellschaft teil. Wir wählen unsere Regierungen und sind grundsätzlich frei in der Entscheidung darüber. Wir haben uns aber, wie es scheint, auch damit abgefunden, dass die Tätigkeit, durch die wir unsere materielle Existenz sichern, grundsätzlich unfrei ist. Vermittels der Politik ist zwar ein Regulativ, gleichsam eine Einhegung dieses Feldes der Zwänge

möglich, jedoch nicht ihre Aufhebung. Vielmehr wurde es zur Regel, Kompensation für die Akzeptanz des Zwangsverhältnisses zu erlangen. Wir werden entlohnt, für ein Tun, über dessen Gestaltung, Umstände und Zwecke wir im besten Falle mitbestimmen können. Das ist das soziale Konstrukt. Das entsprechende technische Konstrukt ist die Unterordnung unter die Maschine, sei es eine, die Sachgüter herstellt oder eine, die rechnet und schreibt. Das Handwerk ist also zweifach stigmatisiert, als niedere Tätigkeit und als Unterordnung unter die Maschine.

Muss, oder, aus historischer Sicht: musste das so sein? Sennett meint, dass es nicht so sein musste und muss. Er zitiert dazu C. Wright Mills, für den die Maschine als das Werkzeug galt, das den Handwerker zum Untergang verurteilte: „Das Beispiel des schöpferisch Tätigen..., in seiner Arbeit aufgehenden und in ihr seinen eigentümlichen Ausdruck findenden Handwerkers passt nicht mehr in unsere Zeit“ (S. 161), so Mills. Dazu Sennett: „Vielleicht erklärt diese Denkweise, weshalb Handwerker wie die in der amerikanischen Stahlindustrie nicht den Versuch machten, sich selbst über ihre Gewerkschaften für technische Innovationen einzusetzen. Vielleicht liegt der Grund auch darin, dass bedrohte Arbeiter nicht an allen Fronten kämpfen können. Dennoch wirft diese Geschichte eine grundlegende Frage auf. Wenn wir zwischen dem aufgeklärten und dem romantischen Verständnis handwerklichen Könnens wählen müssten, sollten wir uns, wie ich meine, für die Aufklärung entscheiden, die nicht im Kampf gegen die Maschine, sondern in der Arbeit mit ihr die radikale emanzipatorische Herausforderung erblickte. Das gilt heute noch.“ (S. 161)

In einem weiteren Schritt geht Sennett auf die Organisationsformen ein, die gutes Arbeiten ermöglichen und mithin in Richtung auf diese emanzipatorische Herausforderung wirken. Gutes Arbeiten ist, so Sennett, nur in Organisationsformen möglich, die der freien Entfaltung, dem Spiel, dem Experiment Raum lassen. Nicht jedoch dort, wo die Tätigkeit ausschließlich einer Mittel-Zweck-Relation untergeordnet wird, d. h. als Mittel zu einem ihr fremden Zweck dient. Auch diese These wird durch zahlreiche Beispiele, etwa aus der Stadtplanung, der Softwareindustrie etc., illustriert.

Damit kommen wir zur Verknüpfung des individuellen, des körperlichen und des sozialen Aspekts der Tätigkeit. Hier bezieht sich Sennett auf die Tradition des amerikanischen Pragmatismus, ausgehend von Dewey, in der er sich selbst sieht: „... was wir sind, ergibt sich ganz unmittelbar aus dem, was unser Körper zu tun vermag. Die sozialen Konsequenzen sind in die Struktur und Funktionsweise des menschlichen Körpers gleichsam eingebaut, ganz wie in der menschlichen Hand. Ich behaupte nicht mehr und nicht weniger, als dass die Fähigkeiten unseres Körpers im Umgang mit materiellen Dingen dieselben sind wie jene Fähigkeiten, auf die wir uns in sozialen Beziehungen stützen.“ (S. 384) Damit ist im Weiteren eine Brücke zu den sozialen Institutionen geschlagen, und wir können fragen, wie weit eine Demokratie funktionieren kann (bzw. gefährdet ist), in der Menschen dazu gezwungen sind, Arbeitsverhältnisse einzugehen, in denen freie Entfaltung, Spiel und experimentelles Handeln nicht möglich, gewünscht oder gestattet sind, kurz wie tragfähig das oben dargestellte Kompensationsmodell ist. Das erinnert an die These einer inhalt-

lichen Aushöhlung der Demokratie, wie sie zuletzt Colin Crouch vorgebracht hat.¹

Der Brückenschlag, den Sennett unternimmt, ist damit allerdings ein sehr weit ausholender. Darüber, ob das arbeitende Tier (*animal laborans*) und das gesellschaftliche oder politische Tier (*animal sociale*) über die einzelnen Inseln, die es darstellt, hinaus zusammenfinden, kann in einem Buch nur gemutmaßt werden. Sennett selbst räumt ein, dass er an dieser Stelle, in der Verbindung des Motivs: gute Arbeit zu tun, mit dem Zweck: im persönlichen und allgemeinen Sinn Gutes zu tun, Schwierigkeiten hat. „Mir ist außerdem klar, dass ich meine Argumentation noch am wenigsten auf dem Gebiet der Politik entfaltet habe – Hannah Arendts Domäne, der ‚Staatskunst‘. Man könnte sagen, der moderne Pragmatismus nimmt Jeffersons Überzeugung ernst, wonach die Fähigkeit, gut zu arbeiten, eine gute Grundlage für den Staatsbürger bildet. Vielleicht hat diese aus der Aufklärung stammende Überzeugung ihren Reiz deshalb behalten, weil sie eine Brücke zwischen dem sozialen und dem politischen Bereich schlägt, während Hannah Arendt ... die Staatskunst für eine eigenständige Form von Expertentum hielt. Die Verbindung zwischen Arbeit und der Kompetenz als Staatsbürger mag die Idee des Sozialismus implizieren, nicht unbedingt aber die der Demokratie“ (S. 385)

Dieser letzte Satz ist bedeutsam, denn sonst könnte man denken, dass Sennett das Thema überspannt, dass er zu viel will – und das könnte ihm aus der Sicht von Richard Rorty,² dem großen pragmatischen Philosophen, auf den er sich in dem Buch da und dort bezieht, den Einwand einer Tendenz zum „Erhabenen“ einbringen,

womit der Anspruch eines gänzlichen Aufgehens des Einzelnen im Allgemeinen gemeint wäre. Das ist den Menschen in der geschichtlichen Realität noch nie gut bekommen. So aber ist Sennetts Buch selbst ein Beitrag zu dem Thema, das es exponiert, gutes Handwerk. „Wenn der ‚Handwerker‘ sich durch sein Engagement auszeichnet, halten seine Ziele und Bemühungen diesen allgemeineren Fragen der

Vergangenheit und Gegenwart immer noch einen Spiegel vor.“ (S. 33)

Alexander Schneider

Anmerkungen

- ¹ Siehe Crouch, Colin, Postdemokratie (Frankfurt am Main 2008).
- ² Siehe Rorty, Richard, Kontingenz, Ironie und Solidarität (Frankfurt am Main 1991).